Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 21 (1953-1954)

Artikel: Die Spur des Schwertes
Autor: Borges, Jorge Luis
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-758712

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

DIE SPUR DES SCHWERTES

Von Jorge Luis Borges

Eine grollerfüllte Narbe durchzog sein Gesicht, ein aschgrauer Bogen, fast abgezirkelt von der Schläfe bis zum Wangenbein. Wie der Mann hieß, tut nichts zur Sache. Alle in Tacuarembó nannten ihn nur den Engländer von La Colorada. Der Besitzer jenes Landstrichs, Cardoso, hatte ihm nichts verkaufen wollen. Da habe ihm der Engländer, so sagte man mir, ein unerwartetes Argument aufgetischt, ihm das Geheimnis seiner Narbe anvertraut.

Der Engländer kam von der Grenze her, vom Rio Grande del Sur. Natürlich wurde behauptet, er habe in Brasilien Schmuggel getrieben.

Sein Stück Land war verunkrautet, das Wasser salzig. Um diese Mängel zu beheben, arbeitete der Engländer mit seinen Peonen um die Wette. Es hieß, er sei hart bis zur Grausamkeit, aber unbedingt gerecht. Es hieß auch, er trinke. Ein paarmal im Jahr schloß er sich in das Erkerzimmer ein. Zwei, drei Tage später erschien er wieder. Er sah aus wie nach einer Schlacht oder einem Ohnmachtsanfall, bleich, zitternd, durchwühlt; doch er war herrisch wie vorher.

Ich erinnere mich seiner eisharten Augen, seiner energischen Hagerkeit, des grauen Schnurrbarts. Umgang hatte er keinen. In der Tat war sein Spanisch rudimentär, mit brasilianischen Brocken durchsetzt. Außer einem gelegentlichen Geschäftsbrief oder einer Drucksache erhielt er keine Post.

Als ich das letztemal die nördlichen Provinzen bereiste, zwang mich der angeschwollene Caraguatá, die Nacht in La Colorada zu verbringen. Sehr bald glaubte ich zu bemerken, daß mein Erscheinen unerwünscht sei. Ich versuchte mich bei dem Engländer einzuschmeicheln, indem ich die am wenigsten verdächtige Leidenschaft zu Hilfe holte, den Patriotismus. Ich sagte, ein Land mit dem Geiste Englands sei unbesiegbar. Mein Zuhörer stimmte mir bei, fügte aber mit einem Lächeln hinzu, er sei kein Engländer. Er sei Ire, aus Dungarvan. Kaum hatte er das gesagt, da schwieg er wieder, als hätte er ein Geheimnis preisgegeben. Nach dem Abendessen traten wir hinaus in die Nacht und betrachteten den Himmel. Er hatte sich aufgehellt, aber drunten im Süden rissen

die Blitze ihn auf: ein neues Unwetter drohte. Auf den abgeräumten Eßtisch stellte der Peon, der uns bedient hatte, eine Flasche Rum. Wir tranken lange, schweigend.

Ich weiß nicht, wie spät es war, als ich merkte, daß ich betrunken war. Ich weiß auch nicht, wovon angeregt oder angestachelt ich auf die Narbe anspielte. Oder war es Abscheu? Der Ire zog eine Grimasse. Einige Sekunden lang dachte ich, er werde mich aus dem Hause werfen. Dann sagte er mit gewohnter Stimme:

«Ich werde Ihnen die Geschichte meiner Verwundung erzählen, unter einer Bedingung: nachher durch nichts meine Schmach und die Gemeinheit zu beschönigen.»

Ich willigte ein. Hier ist die Geschichte, die er mir erzählte, wobei er abwechselnd englisch, spanisch und mitunter portugiesisch sprach.

«Um 1922 herum war auch ich unter den vielen, die sich in einer der Städte von Connaught für die Unabhängigkeit Irlands einsetzten. Von meinen Kameraden haben einige diese Zeit überlebt und widmen sich heute friedlichen Aufgaben. Andere, paradoxerweise, schlagen sich auf dem Meere oder in der Wüste unter englischer Flagge. Einer, der Beste von allen, starb im Hof einer Kaserne, erschossen im Tagesgrauen von halbverschlafenen Burschen. Andere, nicht die Unglücklichsten, ereilte ihr Schicksal in den namenlosen und fast heimlichen Kämpfen des Bürgerkriegs.

Wir waren Republikaner, waren katholisch, waren, wie ich vermute, Romantiker. Irland war für uns nicht nur unerträgliche Gegenwart oder utopische Zukunft. Wir lebten in der bitteren und doch so liebenswerten Vergangenheit... die kreisförmigen Türme... die roten Sümpfe... die Vertreibung von Parnell, die gewaltigen Gesänge vom Raub der Stiere, die in einer Inkarnation Helden waren, in anderen Fische und Berge...

Eines Tages in der Dämmerung — ich werde es nie vergessen — kam zu uns ein neuer Gefährte aus Munster, ein gewisser John Vincent Moon.

Er war kaum zwanzig Jahre alt. Er war schmächtig und zugleich nachgiebig. Machte den unangenehmen Eindruck, kein Rückgrat zu haben. Mit Eifer und aus Eitelkeit hatte er ich weiß nicht welches kommunistische Handbuch durchgeackert. Der dialektische Materialismus diente ihm dazu, jedwede Diskussion abzuschneiden. Die Gründe, die ein Mensch haben kann, um den nächsten zu verabscheuen, sind zahllos. Moon vereinfachte die Weltgeschichte zu einem schäbigen ökonomischen Konflikt. Er ver-

sicherte, die Revolution werde triumphieren. Ich sagte ihm, einen Gentleman zögen nur die hoffnungslosen Situationen an.

Es war Nacht. Wir diskutierten weiter auf den Gängen und Treppen, dann in den verlassenen Straßen. Moons Urteile beeindruckten mich weniger als der diktatorische Ton, in dem er sie abgab. Der neue Kamerad diskutierte nicht, er diktierte geringschätzig, ja zornig seine Meinung.

Als wir die letzten Häuser erreichten, überraschte uns ein plötzlicher Schußwechsel. Vorher oder nachher stießen wir auf eine mächtige Fabrik- oder Kasernenmauer. Wir gingen auf einer ungepflasterten Straße. Ein Soldat stürzte aus einem brennenden Bauernhaus, riesig im Widerschein. Durch Zuruf befahl er uns, stehenzubleiben. Ich lief weiter, doch mein Kamerad folgte mir nicht. Ich wandte mich um. John Vincent Moon stand unbeweglich da, gebannt durch den Schrecken, als hätte ihn schon die Ewigkeit verschlungen. Ich rannte zurück, schlug den Soldaten nieder, riß Moon an mich, beschimpfte ihn und wollte, daß er mir folge. Ich mußte ihn am Arm ergreifen. Die Angst hatte ihn gelähmt. Wir flohen durch die Nacht, die von Bränden erhellt war. Eine Garbe von Kugeln suchte uns. Eine streifte Moons Arm. Moon brach in leises Schluchzen aus, während wir uns durch ein Nadelgehölz in Sicherheit brachten.

Im Herbst 1922 hatte ich auf dem Landsitz des Generals Berkeley einen Unterschlupf gefunden. Den General habe ich nie gesehen. Er war auf ich weiß nicht welchem Verwaltungsposten in Bengalen. Das Schloß, weniger als hundert Jahre alt, war verwahrlost und unübersichtlich, voll geheimnisvoller Gänge und überflüssiger Vorzimmer. Das Museum und die riesige Bibliothek nahmen das Erdgeschoß ein. Bücher voller Widersprüche und Gegensätze, wie es die Geschichte des 19. Jahrhunderts ist. Im Museum Krummsäbel aus Nishapur, in deren Bogen der Wind und die Wildheit des Kampfes zu überdauern schienen.

In jener Nacht traten wir, wenn ich mich recht entsinne, durch den Keller ein. Moon, zitternd und mit trockener Kehle, murmelte, die Zwischenfälle der Nacht hätten ihn ziemlich mitgenommen. Ich versuchte, ihn zu beruhigen und brachte ihm eine Tasse Tee. Dann sah ich mir die ‚Wunde' an. Ich stellte fest, daß sie nur unbedeutend war.

Plötzlich stotterte er: ‚Sie haben meinetwegen Ihr Leben riskiert!'

Ich antwortete ihm, er solle sich nichts daraus machen. (Die Erfahrung des Bürgerkrieges hatte mich dazu gebracht, so zu handeln, wie ich handelte; außerdem hätte die Gefangennahme

eines einzelnen unserer Sache sehr schaden können.) Am nächsten Tage hatte Moon sein Gleichgewicht wiedergefunden. Er nahm die angebotene Zigarette und unterzog mich einem strengen Verhör über die ‚geldlichen Quellen unserer Revolutionspartei'. Seine Fragen waren durchsichtig. In der Tat, und ich sagte es ihm, war unsere Lage ernst. Heftiges Schießen war im Süden zu hören. Ich sagte Moon, unsere Gefährten würden bald eintreffen. Mein Ueberzieher und mein Revolver befanden sich in meinem Zimmer. Als ich von dorther zurückkam, erblickte ich Moon auf dem Sofa ausgestreckt mit geschlossenen Augen. Er meinte, er habe Fieber. Er täuschte einen heftigen Krampf in seiner Schulter vor.

Da begriff ich, daß er von seiner Feigheit nicht zu heilen war. Ich bat ihn etwas unbeholfen, er möge sich schonen, und verabschiedete mich. Er übertrug seine Furcht auf mich, als ob ich der Feigling sei, nicht Vincent Moon. Wenn ein Mensch etwas tut, handelt er für alle. Es steckt der Ungehorsam eines einzelnen die übrigen an.

Neun Tage verbrachten wir in dem Schloß des Generals. Von den Qualen des Krieges, der sich hinschleppte, erzähle ich Ihnen nichts. Ich will Ihnen ja die Geschichte meiner Narbe erzählen.

Diese neun Tage sind wie ein einziger Tag, mit Ausnahme des vorletzten. Da gelang es uns, in einer Kaserne einzubrechen und die sechzehn Kameraden zu rächen, die man in Elphin mit einem Maschinengewehr umgebracht hatte. Ich schlich mich im Morgengrauen aus dem Haus, in dem allgemeinen Durcheinander. Am Abend war ich zurück.

Mein Gefährte erwartete mich im zweiten Stock. Seine Wunde hinderte ihn daran, herunterzukommen. Ich erinnerte mich, er hatte irgendein strategisches Buch in der Hand, F. N. Maudes oder Clausewitz' ‚Der Artillerie gebe ich als Waffe den Vorzug'. Eines Nachts nannte er mir den Titel. Er erkundigte sich nach unsern Plänen und gefiel sich darin, sie zu kritisieren und abzuändern. Auch beanstandete er ‚unsere bedauerlich schlechte wirtschaftliche Grundlage'. Er prophezeite, stur und ernst, unsern endgültigen Untergang. ‚C'est une affaire flambée', murmelte er. Um zu zeigen, daß es ihm gleichgültig sei, physisch ein Feigling zu sein, prahlte er mit seiner geistigen Ueberlegenheit. So vergingen, recht und schlecht, die neun Tage.

Am zehnten Tag fiel die Stadt in die Hand der ‚Black and Tans'. Hochgewachsene Reiter patrouillierten schweigend durch die Straßen. Der Wind trug Asche und Rauch herbei. In einer Ecke sah ich einen Toten hängen. Er blieb weniger stark in meiner Erinnerung

haften als die Strohpuppe, mit der die Soldaten unablässig ihre Schießübungen machten, mitten auf dem Markt.

Ich war bei Tagesanbruch fortgegangen, gegen Mittag kehrte ich zurück. In der Bibliothek hörte ich Moon mit jemandem sprechen. Dem Tonfall seiner Stimme entnahm ich, daß er telephonierte. Dann hörte ich meinen Namen. Hierauf, ich käme gegen sieben zurück. Dann: man sollte mich verhaften, wenn ich durch den Garten ginge. Ein vernünftiger Freund, der mich auf vernünftige Weise verkaufte! Ich hörte, wie er seine Sicherheit aushandelte.

Hier wird meine Geschichte verworren und zusammenhanglos. Ich weiß noch, daß ich den Verräter durch die dunklen, unheimlichen Korridore jagte, über jene Treppen zum Uebelwerden. Moon kannte das Haus sehr gut, viel besser als ich. Ein-, zweimal verlor ich ihn aus den Augen. Ich stellte ihn, bevor die Soldaten mich verhafteten. Aus der Waffensammlung des Generals ergriff ich einen Krummsäbel. Mit dieser Sichel aus Stahl zeichnete ich ihm für immer einen blutigen Halbmond ins Gesicht.

Borges, für Sie bin ich ein Unbekannter. Ihnen habe ich gebeichtet. Ihre Verachtung trifft mich weniger tief.»

Der Erzähler hielt inne. Ich bemerkte, daß ihm die Hände zitterten.

«Und Moon?» fragte ich.

«Er holte sich das Judasgeld und floh nach Brasilien. Heute nachmittag sah ich auf dem Dorfplatz, wie einige Betrunkene eine Puppe aufhängten.»

Ich wartete vergeblich auf die Fortsetzung der Erzählung. Schließlich sagte ich ihm, er möge weiter berichten.

Ein Seufzer entrang sich ihm. Dann zeigte er mit gespielter Milde die Kurve der weißlichen Narbe.

«Sie glauben mir nicht?» stammelte er. «Sehen Sie nicht, wie in meinem Gesicht das Zeichen der Schande geschrieben steht? Ich habe Ihnen die Geschichte bis zum Schluß erzählt. Ich habe den Mann angezeigt, der mir das Leben gerettet hat. Ich bin Vincent Moon. Verachten Sie mich jetzt.»

(Autorisierte Uebersetzung von Albert Theile.)